

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 10

Illustration: Sabotage
Autor: Pils

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nämlich seit jenen Tagen, da er sich als mittelmäßiger Schauspieler mühsam durch das Repertoire des Basler Stadttheaters quälte, immer ein bißchen degoutiert von seinem exhibitionistischen Beruf.

Das einzige Mal, da ich überhaupt auf einer Bühne stand, war es mit ihm. Wir spielten einen griechischen Klassiker und Berni war der Führer der einen Chorthälfte, in der auch ich als alter Thebaner steckte, weißgeschminkt, mit Rauschbart.

Weil wir beide sehr sportbegeistert waren, veranstalteten wir hinter der Bühne immer kleine Box-Kämpfe. In den weiten griechischen Sackkleidern sah das sehr gut aus.

Später trafen wir uns wieder in München, wo er am Residenz-Theater engagiert war. Mit einem achtungsgebietenden Anfangserfolg und immer mehr schwindendem Kredit in der Folge.

Um jene Zeit sagte er mir, daß er die Schauspielerei an den Nagel hängen wolle.

Sein neuer Beruf: Innenarchitekt oder Photograph.

Von beiden Sachen versteht Wicki sehr viel.

Sein Haus, das er sich in der Nähe des «Englischen Gartens» in München kaufte, hat er ganz alleine eingerichtet und es ist eines der geschmackvollsten, wohllichsten und schönsten Häuser, die ich kenne.

Seine Aufnahmen sind ganz einfach hervorragend und durchaus auf dem Niveau der Bilder berühmter Life-Photographen.

Wicki, das weiß man, wurde weder Innenarchitekt, noch Photograph. Er wurde – zunächst einmal – Filmschauspieler.

Käutner holte ihn als jugoslawischen Partisanen für «Die letzte Brücke», den Film mit der völker-versöhnenden Botschaft, die Käutner so am Herzen liegt und die er leider meist mit allzu großer Sentimentalität zelebriert.

Wicki wollte eigentlich gar nicht mitmachen. Er lag an irgendeinem südfranzösischen Strand, als ihn das Telegramm erreichte und er war zu faul, um sofort zurückzukehren. Außerdem streikten die Angestellten der französischen Transportgesellschaften und er nahm das als weiteres Zeichen, daß es eben nicht mehr sein solle.

Dann spielte er doch und hatte einen Riesenerfolg und wurde hochkotierter Filmschauspieler und spielte den Johann Strauß und noch schlimmere Sachen und auch ein paar bessere.

Aber – so schien es – für die Kunst war er verloren.

Er sprach zwar davon, daß er gerne einmal Regie führen würde, aber das tun viele Schauspieler und wir nahmen es nicht mehr ernst.

Wozu, bitte sehr, soll ein Mann für 30 000 Mark Regie führen, wenn er für 80 000 in viel kürzerer Zeit spielen kann?

Nun hat er es doch getan.

Fanatisiert, unerbittlich, schonungslos arbeitend, wie mir Freunde aus München letzten Sommer erzählten. Ihn sah keine Münchner Bar mehr

und er war diesen Etablissements doch wirklich ein gar vertrauter Anblick gewesen.

Das Resultat seiner Anstrengungen? «Die Brücke»!

Ich will nicht sagen, es sei der beste deutsche Nachkriegsfilm.

Er ist es zwar vielleicht, auch wenn ich selber etwa «Nachts wenn der Teufel kam» die Palme reichen würde, weil es in diesem Siodmak-Film immerhin zehn Minuten gibt, die mehr als bester deutscher Film sind. Nämlich bester Film überhaupt.

Etwas zeichnet die «Brücke» aber vor allen anderen deutschen Filmen der letzten fünfzehn Jahre aus: seine Zivilcourage.

«Die Brücke» ist ein Meisterwerk des Mutes.

Dies vor allem.

Und dies ganz besonders!

Weil es ein mutiger Film ist, ist es auch ein unbequemer Film. Einer, der an die Nerven geht. Einer, der einem wehe tut.

Er basiert auf einer wahren Geschichte:

In den letzten Tagen des Krieges, als die Amerikaner schon durch Deutschland stürmten, erhielten sieben sechzehnjährige Schüler ihr Aufgebot. Nach einem Tag Ausbildung wurden sie mit Panzerfäusten, einem Maschinengewehr und Karabinern ausgerüstet, an eine kleine, strategisch unwichtige Brücke gestellt. Die Knaben verteidigten die Brücke, wie es ihnen befohlen war, bis zum Tode.

Das wäre an und für sich schon eine Fabel gewesen, die zu erzählen sich gelohnt hätte.

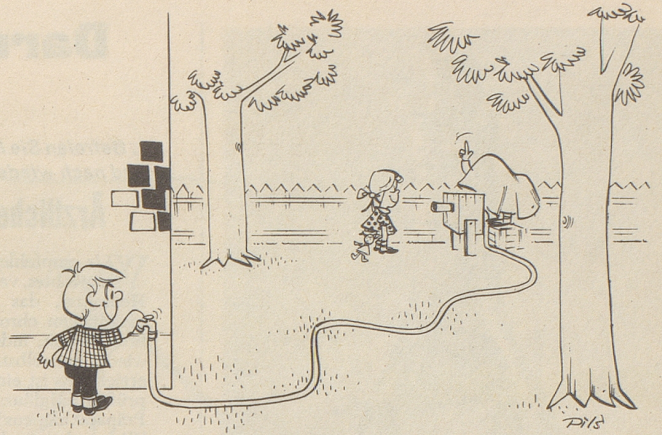
Wicki hat mehr daraus gemacht. Nämlich: die Tragödie der fehlgeleiteten Jugend!

Die Erwachsenen dieses Filmes – die Mütter, die Lehrer, selbst die Offiziere – versuchen die sieben Knaben von ihrem sinnlosen Unternehmen abzuhalten. Doch dazu ist es zu spät.

Es ist genau um zehn Jahre zu spät. Denn: zehn Jahre lang hat man diesen Kindern die falsche Botschaft von Deutschlands Ruhm und Größe gepredigt. Zehn Jahre lang hat man ihnen ihr Herrenmenschentum eingepaukt. Zehn Jahre lang hat man ihnen gepredigt, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben. Zehn Jahre lang hat man ihnen gesagt, daß Deutschland, der Führer, die siegreiche Zukunft jeglichen Einsatz lohnten.

Und nach zehn Jahren der Mißleitung, der Verblendung, der Verführung und der Verderbnis glauben sie es.

Glauben es mit dem unerschütter-



Sabotage

lichen Glauben der Jugend, die an etwas glauben will, sei es, was immer es wolle.

Und es gelingt den Erwachsenen nicht, sie aufzuhalten.

Nach solchen zehn Jahren genügen die fünf Minuten vor zwölf nicht mehr.

Die Saat der Gewalt geht furchtbar auf: sieben junge Menschen, Schüler, halbe Kinder noch, ziehen in einen Krieg, der für sie eine Mischung aus Indianer-Spiel und tätigem Glaubens-Bekenntnisse zu falschen Idealen ist.

Sieben werden zu Mördern und zu Opfern von Mördern zugleich ... Wicki erzählt diese herzerreißende Geschichte in zwei Teilen.

Der erste, in ständigem Grau und unter ewig bedecktem Himmelspielende, schildert – in einem Tage – wieso es soweit kommen konnte.

Er zeigt: Den Sohn eines Parteibonzen, der genau weiß, was es geschlagen hat und der sich nun elastisch absetzt – verflucht von seinem Sohn, der noch immer glaubt, was jener ihm eingepaukt hat.

Er zeigt: Den Sohn einer Offiziers-Gattin, die selbst nach dem Tode ihres Mannes noch die Bretter preußischen Krieger-Stolzes vor dem engen Quadrat-Schädel hat.

Er zeigt: Den Sohn eines Friseurs und der Sohn kann nicht begreifen, daß sein Vater angesichts des Untergangs seiner Heimat Zeit findet, sich mit der hübschen Angestellten abzugeben. Er haßt seinen Vater, weil er das tut, was eigentlich ihm und seinem Alter gemäß wäre und er haßt ihn, weil er sich nicht mehr zu recht findet in einer Welt, die selbst die unbestimmten Triebe und Sehnsüchte der Pubertät ihren verderblichen Zwecken nutzbar macht und sie in falsche Richtung lenkt.

Er zeigt: Die schüchterne Liebe zwischen einem Schüler und einer Schülerin. Die Mannhaftigkeit des Jungen reicht noch nicht einmal zu einem schüchternen Kuß, den das reifere Mädchen erwartet. Sie reicht erst zum Schießen ...

Er zeigt:

Einen resignierten Lehrer, einen feigen Parteibonzen, einen sturen Kommandanten, einen mitleidigen Unteroffizier, einen fatalistischen Ritterkreuzträger.

Er zeigt die verantwortliche Welt der Erwachsenen, denen jetzt die Augen aufgegangen sind, und er zeigt vor diesem gespenstischen Hintergrund die blinde Jugend, die in das Verderben, das die Großen vorbereitet haben, tappt.

Das alles zeigt Wicki im ersten Teil seines Filmes und er zeigt es auf eine Weise, die das alles besonders grausig macht: nüchtern, sachlich, ohne Effekthascherei, weder im Stofflichen noch in der Präsentation.

Er tut es ferner mit sieben Jungen, die alle besser, echter und richtiger agieren als sieben entsprechende deutsche Filmstars.

Dazu mit einem kleinen Mädchen, das eine wirkliche Entdeckung für den Film ist, weil es ein Gesicht besitzt, wo andere Nachwuchsspielerinnen ein Make-Up haben.

Und weil es nicht nur anatomisch gebagt ist.

Im zweiten Teil, der im flutenden Sonnenlicht eines Frühlingstages abrollt, zeigt Wicki den Kampf um die Brücke.

Zeigt er den Krieg.

Und zwar so, wie er ist: dreckig, grausam, scheußlich, gemein, widerwertig, sinnlos, grauenvoll, übelkeitserregend, verdammt und gottlos.

Zum anderen Male erweist sich hier der großartige Mut dieses Filmes. Hier wird nicht mehr in Schönheit untergegangen. Hier wird nicht einmal mehr sinnlos gestorben. Hier wird ganz einfach und schlicht krepirt.

Hier wird auch kein kriegerischer Kampf mehr ausgefochten.

Hier wird gemordet!

Die Gleichsetzung des immer wieder mit Floskeln beschönigten Begriffes «Krieg» mit dem richtigen Namen «Mord» ist das größte Verdienst dieses Filmes. Dafür gilt es ihm in erster Linie zu danken und zwar auf die einzige sinnreiche Art, in der man Filmen danken kann: durch den Besuch!